

# Stille Wasser

Vom Ende einer Sommer-  
nacht in Südfrankreich

Thomas Pyczak

Roman

All rights reserved  
© Thomas Pyczak

Fünf Uhr morgens, die stillste Stunde. Nebel zieht über den Kanal und die Wiesen, streicht durch Spinnweben und um das flackernde Windlicht auf dem Sonnendeck des Hausboots. Die Spielkarten sind achtlos auf den Tisch geworfen, der Würfel klebt in einer Lache ange-trockneten Wermuts. Eine Frau sitzt, zwei blaue De-cken um die Schultern, auf einer Bank. Sie sortiert die Karten, legt sie fein säuberlich übereinander, ein kleiner Kreis von fünf perfekten Stapeln. Dann nimmt sie den Würfel. Er prallt gegen das Windlicht, springt zu-rück und bleibt direkt vor ihr liegen. „Eine Beziehungs-frage“, flüstert sie. „Was würden Sie im Leben angehen, wenn Sie den Mut dazu hätten?“

## Fluss aus Licht

Am Abend hat sich der Sturm so plötzlich verzogen, wie er gekommen ist. Sie sitzen auf dem Sonnendeck, trinken Roséwein, grillen Garnelen und Entrecôte. Dazu gibt es frisches Baguette mit Butter, Salat, Oliven, Anchovis. Ein improvisiertes Essen, nicht ganz das, was Isabel sich für ihren sechzigsten Geburtstag vorgestellt hat. Doch es zeige, erklärt sie in ihrer kurzen, beiläufigen Ansprache, dass sie auch unter widrigen Bedingungen ein Team sein könnten, mehr noch: eine Familie. „Auf uns, auf das Leben! Tchin-tchin“, ruft sie und bemüht sich zu übersehen, dass niemand am Tisch ihre Gefühle aufrichtig zu teilen scheint.

Das Hausboot liegt im Canal du Midi einsam vor der Schleuse von Bagnas. Ein schwarzes Stahltor, umgeben von hohen Gräsern und vom Wind gebogenen Bäumen. Schwimmen verboten. Ein Fahrrad widersetzt sich dieser Regel, sein Hinterrad ragt aus der Brühe, die weder Salz- noch Süßwasser ist. Ein Campingplatz, zurückgezogen am anderen Ufer, träumt sich hinter hohem Schilf in den Winter. Verlassene Mobile Homes, ein verbarrikierteter Kiosk, einsame Wasserrutschen. Schilder entlang der staubigen Uferwege zeigen Reiher, Wasserhühner, Flamingos und das Netz der Lagunenwelt. Sie rühmen den Canal du Midi, dieses Wunderwerk französischer Ingenieurskunst aus dem siebzehnten Jahrhundert, damals eine Lebensader des Handels, die nur wenige Kilometer von hier beginnt und sich bis nach Toulouse windet. Heute ist der Kanal eine Attraktion für Touristen, die sich nach Natur sehnen, nach Langsamkeit, nach fließender Freiheit. Agde, die nächste Stadt, ist einen Spaziergang von ihrem Liegeplatz entfernt, danach kommt das Mittelmeer. Ob sie

hier sicher seien vor dem Sturm, haben sie die Schleusenwärterin am Nachmittag gefragt. „Natürlich. Sie sind im Paradies“, hat diese geantwortet. Ihr austernfarbenes Gesicht hat gestrahlt. Die Tür des Frachtcontainers, ihres Ersatzbüros, hat auf das Wort Paradies beim Zuziehen mit theatralischem Ächzen reagiert. „Ich wünsche Ihnen eine traumhafte Nacht bei meiner alten Lady!“ Sie hat ihre Zigarettenkippe in den Wind geschnippt, sich auf ihr Rad geschwungen und ist verschwunden. Danach ist niemand mehr gekommen, kein Boot, kein Radfahrer, kein Spaziergänger. Die alte Lady schlief und mit dem Sonnenuntergang haben die Zikaden ihr monotones Sirren begonnen.

Es ist Mitte Oktober. Die Saison für Hausbootferien in der Camargue ist beinahe vorüber, doch Isabel, Lea, Max und Sebastian treiben durch eine Kette von Spätsommertagen. Tagsüber weiche Luft, Wolken, die sich lautlos über die Welt schieben und Schatten über das Wasser ziehen, Sonnenschein und Temperaturen bis fünfundzwanzig Grad. In den Nächten kühlt es auf zehn Grad ab, die Luft wird feucht und fett, ein Vorhang aus Tropfen.

Dies ist ihr erstes Abendessen an Deck, bis dahin sind sie jeden Abend ausgegangen. Da lag ihr Hausboot auch in Bilderbuchhäfen und verträumte Restaurants mit rotem Efeu an den Fassaden waren nur einen Sprung entfernt. An diesem Abend sind sie für sich, Opfer des scharfen Winds, der am Nachmittag über das Land gefegt ist, ihre Pläne vereitelt und sie an diesen einsamen Ort gebracht hat. Mit dem Sturm ist warme, trockene Luft gekommen, sodass die Frauen Sommerkleider tragen und die Männer Bermudas, obwohl die Sonne schon untergegangen ist. Auf dem Tisch, an dem die vier sitzen, kämpft eine Campingleuchte mit müden

Batterien gegen die Finsternis an. Sebastian hat im Salon, der sich direkt unter ihnen befindet, alle Lichter eingeschaltet, weil er „diesen Glow-Effekt“ um das Schiff herum feierlich findet. Er meint, vom Sonnendeck betrachtet, gebe es ihm das Gefühl, sie würden auf einem Fluss aus Licht schweben. Außer ihm hat das keiner bemerkt, doch man nickt anerkennend.

„Auf dich, mein Schatz, auf uns, auf die Familie, die neue Familie“, sagt Max, mit gepflegter Stimme und dem routinierten Esprit eines Mannes, der es gewohnt ist, aus dem Stegreif Reden zu halten. Seine Augen wandern von einer Person am Tisch zur nächsten. Er blickt Isabel einige Sekunden an, ein wohltrainierter Blick für Geburtstage und Beförderungen; Augen, die sehen und doch nicht sehen, die schweigen und das Unwohlsein, das in ihnen flackert, nicht ganz verbergen können. Er weicht Sebastians scheuem Blick aus und lächelt schließlich offen und ungekünstelt der Partnerin seines Sohnes zu. Lea nimmt schweigend Sebastians Hand und blickt zu Boden. Sie spürt auch Isabels Blick über ihren Körper streichen, die Sehnsucht einer Frau, die an diesem Tag verstanden hat, dass sie mit sechzig nie wieder so angesehen werden wird, wie sie gern von einem Mann angesehen werden würde, nicht einmal von dem eigenen. Bald schon werden die Leute sagen: Sie müssen einmal eine sehr schöne Frau gewesen sein. Irgendwer wird mitleidig hinzufügen: Das ist sie doch immer noch.

Max fasst sich kurz, erinnert daran, wie Isabel bereits im Studium – ja, so lange halte sie es schon mit ihm aus – von Hausbooten geschwärmt habe. Aber wo? In der Bille, im abgerockten Industriegebiet? Eigentlich wollte er „schäbig“ sagen, doch das Wort schien ihm zu alt und zu bieder, was er nun wirklich nicht ist. Isabel zieht eine Braue hoch, ist versucht zu fragen, wo ihr Mann

diese Formulierung aufgeschnappt hat, lässt es um des Friedens willen. Abgerockt – seit wann hat er es nötig, so zu reden? Von einem Augenblick zum nächsten kann er ihr so fremd werden wie irgendein Mann. Wie einer dieser Freizeitkapitäne, die mild herüberlächeln von Hausboot zu Hausboot und dabei eine Geste machen wie die Queen, ein Winken wie das Öffnen eines Marmeladenglases, nur angedeutet, distinguiert, distanziert. Abgerockt.

Max freut sich, dass seine Wortwahl sogar bei Isabel anzukommen scheint, ihr bewundernder Blick verrät es. Also kein Industriegebiet, kein Hausboot, fährt er fort. So hätten sie, Isabel und er, sich gegen das gemächliche Treiben und Dümpeln und für ein schnelles, am Ende jedoch um Nuancen exklusiveres Leben entschieden. Immerhin sei er jedoch in gewisser Weise dem Wunsch seiner Frau gefolgt und sie hätten, nachdem sie es sich finanziell erlauben konnten, immer in Wassernähe gewohnt, erst an der Alster, später an der Isar und nun am Wörthsee vor den Toren Münchens. Er schwärmt ein wenig vom wundervollen Spätsommer, den sie nun auf dem Boot erleben, und bedauert, dass er diesen Stress in Isabels Geburtstag gebracht habe, doch er brauche nicht zu erklären, dass ihr gutes Leben an seinem Job hängen würde. Schließlich findet er die perfekte Stelle für den Punkt. Er müsse in einer beruflichen Krise, die gerade heraufziehe, wohl weil durchgesickert sei, dass er im kommenden Jahr den Vorstandsvorsitz übernehmen werde, seinen Job gegen interne Anfeindungen verteidigen. Sich behaupten gegen alle, die sich ebenfalls Chancen ausgerechnet hätten auf diesen Posten, für den er so lange gekämpft hat. Folglich müsse er asap zurück nach Deutschland, obwohl diese romantische Reise so – bedauerlich, bedauerlich – ein vorzeitiges Ende finde. Er schließt mit „Ich liebe

dich“ und küsst Isabel ein wenig flüchtig auf den Mund, fast so, als hätte er für Küsse nun wirklich keine Zeit, weil er zwar noch da, aber tatsächlich schon auf dem Sprung ist, gedanklich zumindest. Doch für einen Idealisten wie ihn sind Gedanken nichts anderes als Taten, denen lediglich die äußere Gestalt fehlt.

„Mein Max, du schmeckst heute so anders“, erwidert sie und lächelt, „nach ... ich weiß nicht ... Sturm? ... Jugend? Wie schön, immer noch von dir geküsst zu werden. – Ach, ihr Lieben, ich danke euch, dass ihr heute bei mir seid und mit mir meinen Hausboottraum träumt. Das ist ein Geburtstag, den ich nie vergessen werde.“ Isabel macht eine Pause, blickt auf das Wasser, fischt einige Worte aus dem Kanal und fährt fort: „Ich liebe das Gefühl von Trägheit, das ich an diesem herrlichen Abend mit euch genießen darf. Der sandige Sturm, vorüber. Wie hat er uns durch den Tag gepeitscht, Boot und Mannschaft in ein raues Hier und Jetzt befördert! Tunnelwand touchiert, beinahe havariert, ganz schön viel für heute.“ Sie streichelt die verchromte Reling und flüstert: „Gut gemacht, Nixe“, bevor sie fortfährt: „Nun sind wir ganz woanders gelandet als dort, wo wir eigentlich sein wollten. Nicht in Béziers, nicht in Marseille. Ja, wo sind wir eigentlich? Wir sind in gewisser Weise lost, perdu, gestrandet ...“

„Mama“, unterbricht sie Sebastian, „da drüben ist Agde.“

„Ach ja, Agde. Diesen Namen will sich mein Gedächtnis partout nicht merken. Pardon, ihr Lieben.“ Isabel erlaubt sich einen Gedankensprung, erzählt vom Meer, zu dem sie mit ihrem Sohn auf der Einkaufstour am Nachmittag einen Abstecher gemacht hat. „Es ist wieder ganz nah, nur eine halbe Stunde entfernt. Wir haben unsere Miniräder an einen Laternenpfahl angeschlossen, uns in den hellen Sand fallen lassen und den

Möwen zugesehen, die über den Strand trippelten.“ Sie schmückt ihre Erzählung aus, spricht von den Kindern mit bunten Drachen und der Wehmut, die sie plötzlich befiel, weil auch sie früher so ein Mädchen mit einem bunten Papierdrachen in Rautenform war, der vor Wolken tanzte. Früher, vor einer Ewigkeit, in einem anderen Leben, das sie fast vergessen hat. „Ich musste plötzlich an unsere Urlaube an der Nordsee denken, als Basti klein war. Dieser Wind und die salzige Luft. Wie sehr ich das geliebt habe! Heute ist so ein Tag, an dem mein Leben auf ein absolutes Jetzt zusammengeschoben ist, gestern und heute, das Meer, die Stadt, der Kanal – und natürlich die Familie. Seit es dunkel ist, sind wir ganz in unserer Blase, nur wir vier. Wir sind die Welt. Wie romantisch! Oder? Zugleich auch melancholisch. Sagen wir ... melancholisch-romantisch, wie diese ganze Zeitreise mit dem Hausboot.“ Isabel seufzt, trinkt einen Schluck Wein und lauscht gespannt in die Dunkelheit, als vermute sie dort Wesen, die nicht ausdrücklich eingeladen wurden.

„Alles okay?“, fragt Sebastian, der die langen Sprechpausen seiner Mutter anstrengend findet. Gedanken nicht vollenden, in Fragmenten sprechen, Gespräche als Ratespiele. Wozu? Sie kommt ihm vor wie Firefox mit achtzehn offenen Tabs, von denen drei hängen und in dem auf einmal irgendwo Musik spielt, was sie stutzig macht.

„Entschuldigt. Ich hatte eben gedacht, da wäre etwas in der Finsternis ...“

„Etwas?“ Er erkennt in Isabels Blick, dass ihre Stimmung in eine andere Richtung kippt. Dem Gesichtsausdruck nach scheint sie weitere Tabs zu öffnen, anstatt den Browser zu schließen.

„Ja, etwas, Basti. Unser Anlegeplatz hat im Dunkeln etwas Unheimliches, findet ihr nicht? So abgeschieden



von der Welt waren wir auf unserer Reise noch nie. Letzte Nacht kam ich mir vor wie in einem verwunschenen Park, Samstag waren wir mitten in der Natur, die wilden Pferde, der verrückte Hund ... Freitag der pittoreske Hafen mit all den Restaurants und Bistros. Heute dagegen ... Spuk. Die Stromleitungen über uns zischen wie aufgebrauchte Schlangen, ich darf mich gar nicht darauf konzentrieren.“

„Deine Fantasie geht wieder einmal mit dir durch, Mama. Das sind nur elektrische Ladungen“, sagt Sebastian. Apfel Q, dringend – Aktion beenden.

„Patati-patata, für dich sind es elektrische Ladungen, für mich sind es eben Schlangen, doch solange ihr bei mir seid, fürchte ich mich nicht.“

Zum Thema Schlangen will niemandem etwas einfallen und keiner fühlt sich für die nächsten Sätze zuständig. So essen sie schweigend und konzentriert, blicken vor sich auf ihre Teller, trinken in schnellen Zügen den hellen Roséwein. Isabel, die Hamburgerin mit spanisch-deutschen Eltern, wird wegen ihres olivfarbenen Teints, der schwarzen Augen und Haare und ihrer offenen Art hier in der Camargue häufig für eine Südländerin gehalten. Man spricht sie mitunter auf Französisch an, was ihr unangenehm ist, weil sie nicht flüssig antworten kann. Bevor sie einen Satz in Gedanken vollendet hat, um ihn schließlich zu sagen, haben sich die Menschen, die mit ihr reden wollten, längst neuen Themen zugewandt und sie spricht ins Leere oder spart sich die Worte.

Max, ihr fünf Jahre jüngerer Mann, ist ebenfalls gebürtiger Hamburger, doch ein nordischer Typ mit strahlend blauen Augen, vornehmen Geheimratsecken und Dreitagebart. Im Gegensatz zu Isabels weichen Formen hat er die drahtige Figur eines Mannes, der mit

großer Disziplin Lafeinheiten in seinen engen Terminkalender zwängt. Im Sitzen wirkt er größer als seine Frau, tatsächlich ist er einen Zentimeter kleiner als sie. Er macht sich vor, dass es ihm nicht wichtig ist, doch seine gestreckte Haltung, sobald er neben ihr steht, lässt eher das Gegenteil vermuten.

Sebastian überrascht seine Eltern um fast einen Kopf, nur fehlen ihm der Esprit, die Eleganz und die Haltung, die seine Eltern wie ein strahlendes Schauspielerpaar erscheinen lassen. Sein Gesicht hat große Ähnlichkeit mit dem seiner Mutter, „mein Schöner“ hat sie ihn als Kind immer genannt und seine langen Wimpern geküsst. Eleganz bedeutet Sebastian nichts, er trägt Jeans mit Sneakers und jetzt, mit Anfang dreißig, weite T-Shirts oder übergroße Hemden, um ein Bäuchlein zu verbergen, das er seiner Liebe zum Feierabendbier und seiner Abneigung gegen Sport verdankt. In der Nähe seines Vaters steht Sebastian ein wenig krummer, weil es ihm unangenehm ist, so viel größer zu sein als der Mann, der ihn gezeugt hat.

Während Isabel den Weg der Meditation geht und viel Zeit in Schweige-Retreats verbringt, widmet Max sein Leben einer Karriere als Medienmanager für Zeitschriften und Internetseiten. Sebastian ist Experte für Datensicherheit.

An seiner Seite sitzt Lea; die beiden sind seit sechs Wochen ein Paar. Weizenblonde Haare, ein aufregend geschwungener Mund, eine Lücke zwischen den Schneidezähnen. Um Leas rechtes Auge ist die Haut transparent; sie gibt den Blick auf eine Ader frei, einen feinen, violetten Strich, der unter ihrer Braue beginnt, sich außen um ihr Auge zieht, um darunter wieder zu verschwinden. Sie nennt es „dieses Fenster in meinen Körper“. Lea ist im gleichen Alter wie Sebastian. Sie war Geschäftsführerin in einem Berliner Verlag, doch sie

hat gekündigt, um sich eine Auszeit zu nehmen und zurück nach Hamburg zu gehen, wo sie aufgewachsen ist. Dort ist sie wenige Wochen vor der Bootstour Sebastian am Elbstrand begegnet.

Lea hat bisher an diesem Abend nicht viel gesprochen, sondern auf ihre dezente Art die Dialoge verziert. Ja? Oh! Wirklich? In der Tat? Doch nun legt sie Messer und Gabel auf den Tisch, tupft sich den Mund mit der Serviette ab und sagt: „Hättet ihr Lust auf ein kleines Spiel?“ Ihre Stimme klingt unschuldig, als wäre ihr diese Idee gerade erst gekommen.

„Spiel?“, fragt Sebastian mit ungläubig gedehntem „i“.

Ihr Geburtstagsgeschenk für Isabel, ein einfaches kleines Kartenspiel. „Es heißt Geständnispiel.“

Aber sie habe doch ausdrücklich keine Geschenke gewollt, nur die Nähe der Menschen, die ihr wichtig sind – Max und Sebastian, ihre beiden Männer – und diese Reise auf dem Hausboot, auf die sie sich ihr halbes Leben lang gefreut habe. Mehr nicht. Überdies sei Lea selbst gewissermaßen ein Geschenk, „unerwartet – um Himmels willen, nicht falsch verstehen, natürlich positiv unerwartet“, weil Sebastian kein Wort von ihr erzählt habe, bis zu dem Moment, wo sie vor drei, nein, vier Tagen zugestiegen seien.

Lea nickt sanft. „Ich erinnere mich gut. Oh, hast du gesagt. Einfach nur ein sehr exklusives Oh und du hast mich angesehen wie etwas, das am falschen Ort ist. Oh, wieso steht sie hier in diesem Hafenrestaurant in Südfrankreich an der Seite meines Sohnes?“ Lea lacht ein versöhnliches Lachen und Isabel stimmt ein.

Sie sei einfach überrascht gewesen, doch das liebe sie so sehr an ihrem Basti, dass er gern überraschende Dinge tue, zumindest früher gern getan habe.

„Ach, Mama“, entgegnet Sebastian, er würde schließlich seine Mutter ja ein ganz kleines bisschen kennen.

Das Verhör über Lea, das ihn erwartet hätte, habe er sich ersparen wollen.

„Immerhin wusstest du von Sebastian“, mäkelte Max. „Ich war von einer lauschigen Hausboottour zu zweit ausgegangen. Von wem er seinen Hang zu Überraschungen hat, ist ja wohl klar.“

„Ich bin eine böse Ehefrau und eine böse Mutter!“ Isabel küsst die Männer, die rechts und links von ihr sitzen. Sie wendet sich Lea zu, will wissen, was das denn für ein Spiel sei. Geständnispiel, das klinge nach Psycho. Die Männer nicken zustimmend und brummen ein wenig, wie Hunde, denen man zu nahe kommt, während sie an Snacks kauen. Sebastian versichert seiner Mutter, dass er nichts mit dem Spiel zu tun habe. Isabel sagt: „Du bist entzückend, Lea, aber wollen wir nicht lieber morgen spielen? Wir könnten jetzt einfach hier sitzen und diese überraschend warme Nacht genießen, die der Sturm gebracht hat, der ja, wenn es denn wirklich ein Mistral war, kalte Luft hätte bringen sollen, habe ich im Internet gelesen.“

„Es gibt kein Morgen, Mama. Morgen Abend sind Lea und ich wieder in Hamburg, ihr beide überquert den Etang und fahrt in dem anderen Kanal, dessen Namen ich mir nicht merken kann, die Nixe zurück zur Basis.“

„Ach ja, richtig, ich bin schon ganz bedudelt von diesem Rosé, der köstlich schmeckt. Gut, dann besucht ihr uns in Bayern und wir spielen dieses Spiel!“

„Gerne“, entgegnet Lea. „Wie schade nur, die Verkäuferin in dem kleinen Laden in Blankenese, in dem ich das Spiel gekauft habe, sagte mir, es würde das Leben der Personen ändern, die es spielen. Sie sagte, es sei magisch.“

Max brummt: „Ich finde mein Leben gut.“ Er blickt erst zu Isabel, dann zu Lea. Dabei lächelt er das Lächeln eines Mannes, der es gewohnt ist, zu bestimmen, ein

Lächeln, das erklärt, es ist genug, dieses alberne Spiel wird nicht gespielt.

„Ich finde mein Leben genial, seit du an meiner Seite bist. Bloß nichts verändern!“ Sebastian schält die letzte Garnele, tunkt sie in eine Knoblauchsoße, bevor er sie verspeist, und lehnt sich entspannt zurück. „Uns geht es gut.“ Diese Worte hat seine Mutter früher immer gesagt, meist als Frage formuliert: Geht es uns gut? Ja, Mama. Soweit er sich erinnern kann, hat er immer nur mit Ja geantwortet. Nicht ein einziges Mal mit Nein.

Nachdem Max sein Handy aus der Hosentasche gezogen und begonnen hat, Nachrichten zu lesen, durchbricht auch Sebastian das Handyverbot, das Isabel am Morgen ihres Geburtstags verhängt hat, legt zögerlich sein Mobiltelefon auf den Tisch und entsperrt die Tastatur.

Isabel kann ein wütendes Zittern nicht aus ihrer Stimme heraushalten. „Ich hatte euch gebeten ... nur einen Tag ohne die Dinger.“

„Der Tag ist doch längst um“, murmelt Max, ohne aufzusehen.

„Es ist mein Tag. Ich bestimme, wann er um ist!“ Isabel zieht ihre Beine unter dem Tisch hervor, steigt auf die Bank, geht um Sebastian herum zu Lea. Sie drückt sich an die junge Frau und sagt: „Hol bitte dieses Spiel, ich würde es gern spielen.“

## Schlingern

*Hafen von Marseillan, Freitag, 13. Oktober 2023, 16:15 Uhr*

Salut, meine Liebe, das Spiel beginnt. Willkommen in meinem Video-Logbuch! Das Setting ist unglaublich, sieh